

**Herr Schöbel, Sie haben eine Show über Ihr Leben geschrieben ...**

Ja, die Musik und auch das Buch. Ich kenne mich ja am besten mit mir aus.

**Wie ist das, das eigene Leben auf der Bühne selbst nachzuspielen?**

Im ersten Teil bin ich nicht dabei, da spielt Oliver Morschel den jungen Schöbel. Er singt auch sehr gut, sehr sauber. Heute stand ich dann, zum Beispiel bei der Scheidungsszene, so neben mir und habe gedacht: Das ist doch meine Geschichte, die ich erlebt, geschrieben und schon zügelnd gesehen habe. Und die Leute freuen sich darüber. Irre, was?

**Lag das Musikalische in Ihrer Familie?**

Meine Mutter war Opernsängerin, mein Vater Rechtsanwalt, aber er hat Saxophon und auch gut Klavier gespielt. Ich habe ihn leider kaum kennengelernt. Als ich zwei Jahre alt war, holten ihn sowjetische Soldaten ab. Aus dem Lager Mühlberg an der Elbe kam er nicht mehr zurück. Ich hab' dann Klavierunterricht gehabt, drei Jahre lang, auch mal beim Thomanerchor reingerochen, aber das war nicht so meins. Beim Kammer Sänger Reiner Süß bekam ich eine Fünf, und da war ich drauß. Was war ich froh, die Chorjungs dort wirkten auf mich alle so ernst. Ich hab' dann Gitarrenunterricht genommen und mir vieles selber beigebracht.

**Sie stammen aus Leipzig und lebten in einem Haus mit dem Literaturwissenschaftler Hans Mayer. Wie war es, dort in den Fünfzigerjahren aufzuwachsen?**

Ja, der große Mayer. Der lebte bei uns im Haus, Tschaukowskistraße 23, Hochparterre. Supervierviertel, hohe Räume mit Erker, im Treppenhaus Marmor. Ich wollte da noch mal rein, aber das geht jetzt nicht mehr, nur noch über Sprechanlage. Da wohnen jetzt ganz wichtige Leute. Damals war die Tür immer offen, und wir sind als Kinder hoch und runter geflitzt. Wir lebten im zweiten Stock. Meine Mutter hatte Schüler, und einer ihrer Tenöre hat wohl fürchterlich gesungen. Da ist Mayer hochgekommen und hat gesagt: „Gnädige Frau, mit Verlaub, aber Ihr Tenor ist ein Scheißtenor“ (lacht). Mein Mutter war verdutzt. Sie stand ein bisschen auf ihn, wusste aber nicht, dass er Frauen nicht so zugeneigt war. Sie hat ihre Schüler dann leiser singen lassen. Aber wenn wir im Hof getobt haben, rief Mayer oft: „Ruhe!“ Wir Kinder wussten ja gar nicht, was er eigentlich so macht.

**Klingt nach einem berühmten Haus.**

Na ja, berühmt ist ja vor allem er. Ihm zu Ehren hängt da jetzt auch ein Schild. Ich brauche keins. Die wollten mal eine Rose nach mir benennen, in Erfurt, auf der Internationalen Gartenbauausstellung. Da hab ich gesagt: Nennt die doch einfach „Frank“, da haben viele was davon. Aber dann hieß es: „Eigentlich müssen Sie dafür erst tot sein, vorher geht's nicht.“ Und sterben wollte ich jetzt auch nicht extra dafür.

**Wie war Ihr Einstieg ins Musikgeschäft?**

Ich habe 1962 angefangen, Musik zu machen. Erst beim Tanzorchester Heinz Müller in Leipzig. 1964 kamen dann die ersten Lieder im Rundfunk: „Looky Looky“, „Blonder Stern“, „Party Twist“. Damit war ich in der Hitparade gleich auf Platz 1. Kaum hatte ich meinen Musiker-Berufsausweis, wurde ich zur Armee eingezogen. Nur fanden die Leute es gar nicht witzig, dass ich in Uniform auftrat. Ein Lied wie „Teenager-Träume“, das gar nicht mal schlecht war, habe ich in Uniform gesungen – und bumm, da war ich gleich weg. Da wurde ich vorsichtig.

**Sie haben anfangs, um es mit Walter Ulbricht zu sagen, viel „Yeah, yeah, yeah“ gesungen. War der Blick nach Westen der Maßstab?**

Natürlich haben wir geguckt, was da läuft. Wir lebten ja nicht hinterm Mond. Schlager war für mich kein Maßstab. Eher die Beatles, Rock, Amerika. Cliff Richard war ein Vorbild. Cliff hat gesungen, als hätte er sein Mikrofon im Hals eingebaut, auch das Atmen, die leicht belegte Stimme, das fand ich gut. Ich habe einige Lieder von ihm nachgesungen, etwa „Gut, dass es Freunde gibt“.

**Wie frei waren Sie in dem, was Sie machen wollten?**

Es war so, dass die Schreiber genau wussten, wie weit sie gehen konnten. Die Schere war schon im Kopf. Das habe ich anfangs nicht verstanden, als junger Mensch will man ja immer alles machen. Wir haben dann immer alles potentiell Gefährliche umschifft. Wenn es darum ging, textlich in die Welt zu gehen, sind wir immer geflogen. „Wir fliegen mit dem Wind“, hieß ein Lied von mir. Oder die Gruppe Lift sang „Nach Süden, nach Süden!“ Wir konnten ja nicht singen: „Nach Westen, nach Westen.“

**Hat das vor allem genervt oder haben Sie sich einen Spaß draus gemacht, zu gucken, wie weit man gehen kann?**

Die Grenzen auszutesten hat natürlich auch Spaß gemacht. So ein Lied mit der

Zeile „Mit uns könne's ja machen“ – in Klammern: die da oben –, das trifft ja heute genauso zu. Und damals ist es durch die Zensur gegangen. Oder der Titel „Man kann sich dran gewöhnen“ – gemeint waren natürlich die Umstände. Es klang oft banal, aber die Leute konnten zwischen den Zeilen lesen.

**Haben Sie jemals gedacht: Schnauze voll, ich geh' in den Westen – so wie Ihr Bruder und Ihre Mutter?**

Mein Bruder ist abgehauen nach dem 17. Juni 1953. Seine Kumpels sind alle in den Westen, und da ist er eben einfach hinterher. Das hatte bei ihm nichts mit Politik zu tun. Meine Mutter ist erst 20 Jahre später als Rentnerin rüber. Ich wollte nie. Ich durfte hin und wieder mal im Westen auftreten. Aber ich bin in Leipzig geboren, ich sage immer: „Der Lothar aus Leipzig“ – ich heiße ja mit zweitem Vornamen Lothar – „hatte immer Angst, in dieser großen Welt sich zurechtzufinden.“ Das war alles so bunt und so laut und so hell. Im Osten war ich zu Hause, wie ein Kind, das sich 'ne Bude baut und dann reingeht und sich wohlfühlt. Außerdem hat mich im Westen keiner gekannt. Da wäre alles weggebrochen, was ich mir aufgebaut habe.

**Sie hatten auch im Westen Erfolg. Ihr Hit „Wie ein Stern“ war fünfmal auf Platz 1 in der RIAS-Sendung „Schlager der Woche“.**

Ja, das war toll. Aber ich wollte meine Hörergemeinde, meine Fans in der DDR nicht verlassen. Das war, denke ich, klug und richtig so. Ich verurteile niemanden, der gegangen ist. Nur konnten doch nicht alle abhauen. Der Westen hat doch auch nicht auf uns gewartet. Dazu kam, dass ich in der DDR so viel machen konnte: Spielfilme, Regie führen, eigene Radiosendungen, den „Kessel Buntes“ zweimal moderieren. Ich weiß nicht, ob das so im Westen auch möglich gewesen wäre.

**Hat Ihre Popularität Ihnen Freiheiten verschafft?**

Es war vor allem viel Arbeit. Und die DDR-Obersten haben mich natürlich auch ausgenutzt. Sie wollten ja, dass ich gute Sendungen mache, dann war das gut fürs System. Obwohl ich das System nicht unterstützen wollte. Ich wusste, dass ich Pampel am Hofe bin. Wenn man ehrlich zu sich ist, weiß man das. Aber das ist man doch irgendwie überall. Früher wurde man vielleicht benutzt, aber auch gefördert. Heute weiß ich gar nicht, wer für Kultur zuständig ist. Aber gut, zu meinem Geburtstag jetzt hat man sich sogar gemeldet, muss ich der Ehre halber sagen.

**Wer hat angerufen?**

Claudia Roth, die Kulturstaatsministerin, hat einen Brief geschrieben. Aber erst zum 80. Geburtstag. Vorher war da komplette Stille. Das lief im Osten geschickter. Nach „Weihnachten in Familie“ ...

**Ihre erfolgreichste Platte.**

Da hatte ich eine schmucklose Karte im Kasten: „Vielen Dank für die Weihnachtsmusik – Kurt Hager.“ Sowas würde ich heute nicht mehr kriegen, das interessiert niemanden.

**Hager war im SED-Politbüro zuständig für Kultur. Haben Sie auf so etwas Wert gelegt?**

Nein, aber ich fand es bemerkenswert. Anerkennung bekomme ich vom Publikum. Ich will den Politikern nicht zu nahe rücken, ich würde auch für keine Partei der Welt singen. Das mache ich aus Prinzip nicht. Als Sänger muss man frei sein. Das heißt aber auch, seine Meinung äußern zu können und sich nicht vor den Karren spannen zu lassen. Das habe ich nie gemacht. Ich war nie in der Partei und auch nicht in anderen DDR-Organisationen. Ich will frei sein. Und das konnte ich nur, wenn ich gut gearbeitet habe. War man im Beruf nicht so gut, dann sind manche eben in die Partei oder zur Stasi gegangen und haben gedacht, dass sie darüber nach oben kommen. Diese Art von Umweg ist nichts für mich.

**Sie haben Lieder über die Liebe, das Leben, für Kinder und über sich selbst geschrieben. Gibt es ein Thema, das Sie nicht in Musik kleiden können?**

Ich schreibe meine Lieder praktisch aus dem Leben. Große Dinge, kleine Dinge, alles in einem Lied. Es gibt so viele Themen. Leider geht's jetzt auch oft um den Tod. Viele meiner Freunde sind in letzter Zeit gestorben, kein Wunder mit 80 Jahren. Ich habe ein Lied komponiert: „Wo du auch bist“, das ist ein wunderschönes Lied geworden, und manche werden es still verstehen. Der Text stammt von Sabine Richter, die auch für Herman van Veen schreibt.

**1989 erschien Ihr Album „Wir brauchen keine Lügen mehr“. Das war das Lied zur Stunde, und viele dachten: Wieso macht der Schöbel jetzt Politik?**

Es ist eigentlich ein Liebeslied, konnte aber damals gar nicht anders als politisch verstanden werden.

**Sie waren der einzige Schlagersänger, der im September 1989 die Resolution**

## „Ich bin aus Leipzig, wie wär's damit?“

Schlagersänger Frank Schöbel ist seit 60 Jahren im Geschäft. Jetzt hat er sein Leben auf die Bühne gebracht und spielt sich dort selbst. Im Interview spricht er über seine Karriere in der DDR, das stille Einverständnis mit dem Publikum und die Ignoranz im Westen.

### ■ ZUR PERSON

**Seinen 80. Geburtstag** im Dezember vergangenen Jahres verbrachte Frank Schöbel auf der Bühne. Mit mehr als 600 Liedern, von denen er 370 selbst geschrieben hat, ist er einer der erfolgreichsten Musiker Deutschlands. **In der DDR** war er omnipräsent – als Sänger, Komponist, Produzent, Radio- und Fernsehmo-

derator sowie als Schauspieler. Sein Musikfilm „Heißer Sommer“ ist heute Kult, „Weihnachten in Familie“ war mit mehr als zwei Millionen verkauften Exemplaren die erfolgreichste Platte der DDR. **Verheiratet** war er mit den Sängerinnen Chris Doerk und Auro-ra Lacasa; er ist Vater von vier Kindern. **Er lebt** in Berlin und spielt jeden Mittwoch Fußball – in einer neu gegründeten Ü-80-Mannschaft beim SV Eintracht Mahlsdorf.

**der DDR-Liedermacher und Rockmusiker „gegen die unerträgliche Arroganz der Staats- und Parteiführung“ unterschrieben hat. Wie kam das?**

Ich war ja nicht in dem Sinne Schlagersänger, sondern ich hatte eine sehr gute Band in den Achtzigerjahren. Da rief mich einer von den Rockern an und sagte: „Du, wir treffen uns heute in Pankow.“ Da bin ich hin, draußen stand so ein Aufpasser und wollte, dass keiner reingeht. Aber das Treffen fand statt. Tamara Danz las den Text vor, wir haben noch bisschen was dran geändert, und dann ging er raus. Für mich war es eine Befreiung. Ich wollte da unbedingt unterschreiben. Danach war „Wir brauchen keine Lügen mehr“ erst recht ein politisches Lied.

**Viele Unterzeichner bekamen Konzertsabagen, Auftrittverbote, Geldstrafen. Wie war das bei Ihnen?**

Nichts davon. Und wenn, wäre es mir wurscht gewesen. Dann hätten die uns eben eingeknastet. Aber ich konnte dann sogar eine Woche später im 100. „Kessel Buntes“, der größten Unterhaltungsshow des DDR-Fernsehens, das Lied singen.

**Ihren Auftritt im „Kessel Buntes“ kann man heute noch bei Youtube sehen. Darunter gibt es Kommentare wie: „Toller Text! Heute genauso aktuell wie damals.“**

Herrlich, das freut mich. Auch als wir das Lied hier in Dresden im Stück über mein Leben gespielt haben, sind die Leute bei der Premiere aufgestanden und haben minutenlang geklatscht. Das war aus Protest. Da hatte ich Gänsehaut.

**Aus Protest gegen was?**

Die Leute denken, es ist heute schlimmer als damals. Sie trauen sich vieles nicht mehr zu sagen. Die Grünen kommen meist mit Verboten daher. Wobei sie

**„Ich habe kein sehnsüchtiges**

Verlangen nach der Vergangenheit“: Schöbel Ende März im Boulevardtheater Dresden zwischen zwei Aufführungen des Bühnenstücks „Die Frank Schöbel Story“

Foto Robert Gommlich

natürlich mit manchem recht haben, denn es kann ja so nicht weitergehen mit der Umweltzerstörung. Ich glaube, dass viele Leute die Notwendigkeit erkennen, aber mit der Art und Weise nicht klar kommen. Ich bin ja nah dran an den Leuten. Es brodelt überall. Man kann froh sein, dass es noch so ruhig ist. Es ist ja heute wieder so wie früher im Osten: Wenn du was Falsches sagst, dann bist du weg. Nicht im Knast, aber vom Fenster, bühnentechnisch, keine Auftritte mehr.

**Sie arbeiten seit jeher freischaffend. Wie ging es nach der Wiedervereinigung für Sie weiter?**

Es brach alles weg. Alle Konzertdirektionen, alle Kulturabteilungen in den Betrieben. Die konnten einen nun nicht mehr buchen. Unsere Auftrittsmöglichkeiten waren von einem Tag auf den anderen gleich null. Aber ich habe mir Arbeit gesucht. Ich bin aus Vesehen in so einen Lamadeckenverkauf geraten, drei Kollegen aus dem Westen und ich. Der Veranstaltungsort war im Westen, und der Veranstalter meinte: „Frank, wir machen dich vorn, dich kennt ja hier keiner.“ Nach der zweiten Mucke hieß es: „Mach du lieber den Schluss.“ Das waren alles Ossis im Publikum, es war wie zu Hause.

**Sind Sie während der Teilung Deutschlands mehr im Westen aufgetreten als heute?**

Definitiv ja. Damals waren sie im Westen froh, wenn sie jemanden aus dem Osten hatten. Das war so ein Thrill-Faktor, wir waren die Exoten und deshalb interessant. Seit der Wiedervereinigung werden wir mehr oder weniger ignoriert. Anfragen gibt es jedenfalls gleich null, ich trete seit über 30 Jahren nur im Osten auf. Egal, hab ich gesagt: Muss ich nicht so weit fahren.

**Gab es keine Wiedervereinigung im deutschen Schlager?**

Nein, und ich habe auch das Gefühl, dass das keiner will. Die positiven Dinge, die es auch in der DDR gab, werden ignoriert. Die Kurzformel lautet: „Wenn du nicht gegen die DDR redest, warst du für das Regime.“ Aber das ist doch Quatsch. Wir sind einfach nicht gleichberechtigt. 2008 haben meine Band und ich bei der Karlspreisverleihung an Angela Merkel gespielt. Da sollte man doch denken, dass wir nach 18 Jahren endlich Deutsche wären. Aber im Vertrag stand allen Ernstes „Ostalgie-Show“. Das wurde noch geändert, sonst wäre ich da nicht aufgetreten. Oder zu Jahrestagen, Mauerfall oder so, fällt Redakteuren ein, dass sie ein paar Ossis brauchen. Dann dürfen wir kurz was sagen, danach ist wieder Ruhe. Auf einer Kreuzfahrt kam nach der Show ein Lehrer aus Bayern zu mir und sagte, er fände es schade, dass meine Lieder im Westen nicht bekannt sind. Das war nett, aber was soll ich machen?

**Was ist für Sie ostdeutsch?**

Ich habe kein sehnsüchtiges Verlangen nach der Vergangenheit. Für mich zählt immer das Heute. Das Glas ist bei mir immer halb voll, ich gucke nach vorn. Natürlich darf man seine Vergangenheit, ob sie im Osten oder Westen war, nicht verleugnen. Es hat aber seit der Wiedervereinigung den Anschein, als wäre unsere DDR-Vergangenheit zum Vergessen. Da sagen viele zu Recht Nein, das tun wir nicht. Man kann sich nicht alles gefallen lassen. Ostdeutsch ist auch, sich durchzubeißen, seinen Willen durchzusetzen. Wer immer unten ist, will ans Licht. Aus der Demütigung entsteht Kraft.

**Sie werden immer noch als ostdeutscher Künstler bezeichnet?**

Ja, bis heute. Finde ich auch nervig, nach 33 Jahren Einheit so was noch zu sagen. Ich bin 28 Jahre in der DDR aufgetreten und arbeite jetzt schon länger in der Bundesrepublik, aber ich bin immer noch der aus dem Osten. Hört doch endlich auf mit dem Scheiß! Ich bin aus Leipzig, wie wär's damit?

Die Fragen stellte Stefan Locke.